

ANETA JURZYSTA
Uniwersytet Rzeszowski

**ZWISCHEN REALITÄTSBLINDHEIT, LEID UND HOFFNUNG
ODER DAS GEFÄHRLICHE SPIEL MIT DER WAHRHEIT. ZUM
MOTIV DER BARMHERZIGEN LÜGE IN AUSGEWÄHLTEN
WERKEN DER DEUTSCHEN LITERATUR**

Between unnoticed reality, suffering and hope: the dangerous games played with the truth. The motif of a merciful lie in selected literary works in German

The article is devoted to the motif of a lie in selected works by German-language writers, and the texts analysed include Friedrich Dürrenmatt's *Der Blinde*, Stefan Zweig's *Die unsichtbare Sammlung* and Jurek Becker's *Jakob der Lügner*. A lie as an element used in literature has different representations: frauds, intrigues, betrayals and purposeful deceptions are accompanied by lies invoked by fear or necessity, and what matters in evaluation of the behaviour of the protagonists that lie are the reasons and motives of their decisions. The analysis included is focused on a merciful lie, a lie caused by pity, which determines significantly the course of action and the protagonists' lives, saves their health or even life; a lie that results from good and love for other people.

Keywords: a lie, blindness, hope, pity

Man versucht oft, das glauben zu machen, was man nicht beweisen kann. Dabei beruft man sich auf seine Wahrheitsliebe. Leider ist das Wahre nicht immer das Wahrscheinliche. Oft erst mit Hilfe kleiner Unwahrhaftigkeiten wird das Wahre auch wahrscheinlich. (Bertolt Brecht)

Das Erscheinen der Lüge im menschlichen Leben ist im Laufe der Jahrhunderte zu einer Selbstverständlichkeit geworden: man gibt Versprechen, ohne sie einhalten zu wollen, berichtet von nie existierenden Tatsachen, verklärt eigene Möglichkeiten und Kenntnisse, um in den Au-

gen anderer besser erscheinen zu können und eigene Zwecke zu erreichen. Das bewusste Äußern einer Unwahrheit geht mit der Täuschungsabsicht einher, verfolgt das Ziel, in dem Gegenüber einen falschen Eindruck hervorzurufen oder aufrecht zu erhalten, eigene Fehler oder Verstöße zu verdecken und somit den Konsequenzen zu entgehen. Die vielen Gesichter der Lüge sind zum Gegenstand vieler detaillierter Studien bei Demokrit, Sokrates, Platon, Aristoteles oder Nietzsche geworden, bleiben ein willkommenes Thema der Literatur und Kunst¹ und somit auch das Forschungsmaterial für zahlreiche Wissenschaftler aller Disziplinen. Da die Sprache immer als Verkleidung unserer Gedanken und Absichten fungiert, ist sie auch als Mittel der Täuschung zu verstehen, mit ihrer Hilfe gelingt es den Menschen, andere hinters Licht zu führen. Es wundert also keinesfalls, dass auch die menschliches Leben widerspiegelnde Literatur das Phänomen der Lüge für sich entdeckt hat und seit jeher Lügen aller Art thematisiert. Bewusst irreführende Äußerungen, die aus Höflichkeit, Angst oder Scham erwachsen, tauchen in den Werken genauso oft auf, wie die berechenbar-rücksichtslose Lügen, die menschliche Existenz zerstören können, wie Betrug, Intrige und Verrat. Nicht minder wesentlich sind des Weiteren Lügengeschichten, die entweder Mitmenschen oder eigenes Leben schützen sollen, die vor dem Unglück und Trauer bewahren können, zu denen man aus Not oder unter Druck greift. Unter vielen unterschiedlichen Arten der Lüge, die in den literarischen Werken registriert werden können, ist die barmherzige und aus Mitleid oder Menschenliebe verwendete, wahrheitswidrige Aussage am interessantesten.

Einer solchen herzerreißenden Notlüge begegnet der Leser in „Die unsichtbare Sammlung. Eine Episode aus der deutschen Inflation“, einer 1927 entstandenen Novelle von Stefan Zweig, in welcher das aus der wirtschaftlichen Krise der Nachkriegsjahre und dem rasant fallenden Reichsmarkwert resultierende menschliche Elend und die allgegenwärtige Hungersnot thematisiert werden. In dieser ernüchternden Szenerie, in der „sich der Wert des Geldes wie Gas verflüchtigt“ (Zweig 1988, 5), müssen kleine Menschen jeden Tag aufs Neue um ihr Überleben kämpfen und nach und nach Teile ihres Besitztums verkaufen. Wegen der hohen

¹ Mehr dazu in Aron (1927), Dietzsch (1998), Hilmes/Mathy (1995), Linke (1955), Potthast (2012), Muhr (2010), Baruzzi (1996), Dietz (2000) oder Demmerling/Ferran (2014).

politischen Instabilität sowie einer deutlich stagnierenden Wirtschaft kam es in der beschriebenen Zeit unweigerlich zu einer Finanzkrise, in der man massenweise neue Banknoten gedruckt und nach Alternativwährungen gesucht hat, sodass die sich im Umlauf befindenden vorhandenen Zahlungsmittel jeglichen Wert verloren haben und die Preise sich beinahe stündlich änderten. Dass in diesen Umständen nur noch der Sachbesitz zählt, an dem man sich voraussichtlich schnell bereichern kann, war prompt zahlreichen Spekulanten und Betrügern jeder Sorte ersichtlich, die auf einmal ihre (nur vorgetäuschte) Leidenschaft für Kunstwerke offenbart und unzählige Antiquitätengeschäfte wahrhaft leergekauft haben. Auch in der Notlage der verarmten Privatsammler haben sie ihre Chance auf schnellen Gewinn erblickt, für ungemein kleines Geld hat man dabei unschätzbare Kunstraritäten erworben, die Situation der sich in Bedrängnis befindenden Besitzer der Schätze schamlos ausgenutzt und sie mit nach kurzer Zeit wertlosen Geldstücken in ihrer Not allein gelassen. „Die neuen Reichen haben plötzlich ihr Herz entdeckt für gotische Madonnen und Inkunabeln und alte Stiche und Bilder; man kann ihnen gar nicht genug herzaubern...“ (ebd.) – mit diesen Worten beklagt sich der Kunstantiquar aus Zweigs kurzer Rahmengeschichte über seine Nöte, der immer anspruchsvolleren und zahlungskräftigen Kundschaft etwas Neues anbieten zu können und sein unterkommendes Geschäft am Leben zu erhalten. Sein Bericht, der das eigentliche Geschehen und den Besuch bei dem erblindeten Kunstsammler aus Sachsen zum Thema hat, ist eine deutliche Anklage gegen den Krieg und seine schwerwiegenden Folgen, gegen die Ausnutzung des kleinen Mannes, aber auch gegen die Entweihung der ehrwürdigen, heiligen Kunst, die nun als Ware betrachtet und gehandelt wird: „diese üble Rasse hat einen ja selbst daran gewöhnt, einen wunderbaren Venezianer Wiegendruck nur als Überzug von soundso viel Dollars zu betrachten und eine Handzeichnung des Guercino als Inkarnation von ein paar Hundertfrankenscheine“ (ebd.). Das ununterbrochene Geldanhäufen erscheint den kaufwütigen Kunden des Antiquars wichtiger als eigentliche, wahre Sammlerleidenschaft, die gotische Madonna stellt für sie in erster Linie einen Gegenstand mit Marktpreis dar, mit dem man des Weiteren in der Gesellschaft angeben kann. Das Glück des Sammlers aber, ein wahres Kunststück täglich beäugeln und berühren zu dürfen, die aus dem Umgang mit der Kunst resultierende Lebensfreude, ist ihnen weitgehend fremd. Umso

mehr hebt sich von dieser Umgebung von besitzgierigen Käufern und Schummlern die Gestalt des eigentlichen Protagonisten der Novelle Zweigs ab, den der renommierte Berliner Kunstantiquar auf der Suche nach neuen Kunststücken aufsucht. Der in einem sächsischen Kleinstand lebende „Forst- und Ökonomierat a.D., Leutnant a.D., Inhaber des Eisernen Kreuzes erster Klasse“ (ebd., 6) ist „ein alter, aber noch markiger Mann mit buschigem Schnurrbart“ (ebd., 8), der sich über Jahrzehnte eine einmalige Sammlung alter Grafiken zusammengelegt hat, in der exquisite Blätter von Dürer, Rembrandt oder Mantegna aufzuzeichnen sind. Über 60 Jahre lang hat der „größte Sammler Deutschlands“ wertvolle Stücke erstanden und erst beim Ausbruch des Krieges seine regelmäßigen Käufe der Kupferstiche eingestellt. Der sonderbare, skurrile Mensch, der bei der Wahl der Blätter ungewöhnliche Klugheit, vorzügliche Kenntnis und feinsten Geschmack an den Tag legte, hat jahrelang jeden Groschen zur Seite gelegt und sich dafür „ganz im stillen eine Kupferstichsammlung zusammengetragen (...), die wohl neben den lärmend genannten der neuen Reichen in höchsten Ehren bestehen konnte“ (ebd.,7).

Der 80-jährige und seit Jahren blinde Sparmensch begrüßt den ankommenden Galeristen mit sichtlicher Freude und wahren Stolz über seinen Sammlerruf. Dieser stürmische Empfang geht mit der Vermutung einher, womit der erblindete Kunstliebhaber diese Ehre zu verdanken hat, von einem so bekannten Kunstantiquar besucht zu werden. Weitere Käufe kann sich aber der Sammler leider seit Jahren schon nicht leisten:

Ja, ich kann mir schon denken, warum Sie mich aufsuchen... Die Geschäfte gehen jetzt schlecht in unserem armen, heruntergekommenen Deutschland, es gibt keine Käufer mehr, und da besinnen sich die großen Herren wieder einmal auf ihre alten Kunden und suchen ihre Schärlein auf... Aber bei mir, fürchte ich, werden Sie kein Glück haben, wir armen, alten Pensionisten sind froh, wenn wir unser Stück Brot auf dem Tische haben. Wir können nicht mehr mittun bei den irrsinnigen Preisen, die ihr jetzt macht... unsereins ist ausgeschaltet für immer“ (ebd., 8f).

Der größte Sammler Deutschlands und Besitzer der wertvollsten Kunstwerke zu sein, bedeutet Herwarth ungemein viel, seiner Sammlung hat er beinahe seine Seele verschrieben, so geht bei jedem Anzeichen der Bewunderung eine seltsame Verwandlung im Gesichte des alten Mannes

vor: „aber jetzt kam ein Ausdruck plötzlicher Helligkeit und innersten Stolzes in seine Haltung“ (ebd., 9). Seine Stimme verliert den barschen Ton, wirkt auf einmal weich und zärtlich, wenn er dem erwartungsvollen Besucher anbietet, die kostbare Sammlung zu besehen: „Sie sollen etwas sehen, was Sie nicht jeden Tag zu sehen bekommen, selbst nicht in Ihrem protzigen Berlin... ein paar Stücke, wie sie nicht schöner in der »Albertina« und in dem gottverfluchten Paris zu finden sind... Ja, wenn man sechzig Jahre sammelt, da kommen allerhand Dinge zustande, die sonst nicht gerade auf der Straße liegen“ (ebd., 9).

Unruhige Zeichen seitens der bisher lächelnden und freundlichen Frau des alten Mannes, ihre bittend zum Antiquar aufgehobenen Hände, ihre heftig verneinende Kopfbewegung stiften zuerst Verwirrung und Verwunderung, schnell allerdings lassen sie auch die Vorahnung des von der Familie des Sammlers gehüteten Geheimnisses aufkeimen. Erst vor dem erneuten Besuch wird dem Gast aus Berlin die erschütternde Wahrheit offenbart, dass der alte Kunstliebhaber von der Frau und der Tochter Annemarie seit langem belogen wird. Diese Lügen kurbeln nicht nur die Handlung der Novelle auf, sie erweisen sich auch als unausweichlich und sogar lebensrettend, ihre Macht wird zum alles beeinflussenden und die Existenz der Familienmitglieder sichernden Element. Zweigs Rahmengeschichte hat zwar die Not der Nachkriegsjahre und der Inflationszeit, die wahre Liebe zu Kunstwerken, die Kraft der Imagination in der Kunst, sowie die Blindheit des Menschen zu Thema. Vor allem ist sie aber eine Story über die Macht der Lüge: der barmherzigen Lüge, die weniger Schaden anrichtet und anzuprangern wäre, und vielmehr aus Liebe und Lebensnot erwachsen ist.

Mit verlegener Ängstlichkeit verrät Herwarths Tochter Annemarie beim Abholen ihr trauriges Spiel mit der Wahrheit: „mit einem plötzlichen Erröten und der gleichen wirren Verlegenheit, die ihre Mutter gezeigt hatte, bat sie mich, ob sie nicht zuvor noch einige Worte mit mir sprechen könnte. Und ich sah sofort, es wurde ihr schwer. Immer, wenn sie sich einen Ruck gab und zu sprechen versuchte, stieg diese unruhige, diese flatternde Röte ihr bis zur Stirn empor, und die Hand verbastelte sich im Kleid“ (ebd., 10f). Sichtlich mit sich kämpfend und schnell Atem holend warnt Herwarths Tochter den Kunsthändler, womit er bei der Sammlungsbesichtigung zu rechnen hat: „»Meine Mutter hat mich zu Ihnen geschickt... Sie hat nur alles erzählt, und... wir haben eine große Bitte

an Sie... Wir möchten Sie nämlich informieren, ehe Sie zu Vater kommen... Vater wird Ihnen natürlich seine Sammlung zeigen wollen, und die Sammlung... die Sammlung... ist nicht mehr ganz vollständig... es fehlen eine Reihe Stücke daraus... leider sogar ziemlich viele...« (ebd., 11). Nach und nach erfährt der Antiquar, wie Mutter und Tochter wegen der Inflation und der Hungersnot während der wirtschaftlich schwierigen zwanziger Jahre den gesamten Besitz und die einmalige Sammlung Blatt für Blatt haben verkaufen müssen, um die Familie mit Mühe und Not über Wasser zu halten, um von den in den Zeiten der Inflation rasch entwerteten Erträgen „das nackte, kärglichste Leben zu fristen“ (ebd. 12). Es wird ihm erzählt, wie sie von den Händlern betrogen wurden und wie das mit Verspätung erhaltene Geld viel zu schnell entwertet war: „Bis die Millionen zu uns kamen, waren sie immer schon wertloses Papier“ (ebd.).

Die Entscheidung, des Vaters heilige Stücke zu verkaufen, erschien im Angesicht des drohenden Hungers die einzig richtige, trotzdem belastet diese Tat das Gewissen der beiden Frauen, sie fühlen sich schuldig, den Familienschatz ohne Erlaubnis losgeworden zu sein. Die Lüge wirkt allerdings gerechtfertigt: „Er würde es nicht überleben, wenn er es nur mutmaßte. Vielleicht haben wir ein Unrecht an ihm getan, aber wir konnten nicht anders: man mußte leben... und Menschenleben (...) sind doch wichtiger als bedruckte Blätter...“ (ebd., 13). Allmählich wandert das Beste aus Hertwarts Sammlung weg, ohne dass der geliebte Vater etwas davon ahnt. Da dem beim Kriegsausbruch erblindeten Kunstbewunderer nur das tägliche Betasten und Ordnen der kostbaren Drucke als Quelle der Freude übrig blieb, haben Mutter und Tochter den fortschreitenden Verlust vor ihm verheimlicht und die verkauften Originale durch wertlose Nachdrucke oder ähnliche Blätter ersetzt, um ihm nicht das Herz zu brechen:

Jetzt ist es aber mit seinen Spaziergängen aus, und da blieb als einzige Freude ihm die Sammlung, die sieht er sich jeden Tag an... das heißt, er sieht sie ja nicht, er sieht ja nichts mehr, aber er holt sich doch jeden Nachmittag alle Mappen hervor, um wenigstens die Stücke anzutasten, eins nach dem ändern, in der immer gleichen Reihenfolge, die er seit Jahrzehnten auswendig kennt... (ebd., 11).

Aus Liebe verkaufen die Frauen die Familienschätze, aus Liebe, Mitleid und Herzensgüte verschweigen sie dem weißhaarigen Greis den Verkauf der Kostbarkeiten, aber auch viele andere Nachrichten aus dem Familien- und Staatsleben:

das ist ja das Furchtbare, Vater versteht nichts mehr von den Preisen und von der Zeit... er weiß nicht, daß wir alles verloren haben und daß man von seiner Pension nicht mehr zwei Tage im Monat leben kann... dazu kam noch, daß der Mann meiner Schwester gefallen ist und sie mit vier kleinen Kindern zurückblieb... Doch Vater weiß nichts von allen unseren materiellen Schwierigkeiten (ebd.).

Auch von dem sinkenden Wert des Geldes, dem verlorenen Krieg sowie dem täglichen Kampf um die Nahrung wird der Vater mit keinem Wort informiert, damit er sich nicht unnötig aufregt. So lebt der alte Sammler in seiner heilen und durch Kunst erhellten Welt, zu der die ihn liebenden Frauen keine traurigen oder schockierenden Nachrichten vordringen lassen, die seine Ruhe und seine Illusionen zerstören würden. Im Glauben gehalten, immer noch die wertvollste Sammlung Deutschlands zu besitzen, bleibt er ein zutiefst glücklicher Mensch, den der erschütterte Berliner Antiquar wegen seiner glühenden Kunstbesessenheit bewundert und richtig beneidet. Von der leidvollen Lebenslage der Familie mitgenommen, verspricht der Besucher das Geheimnis zu bewahren und mitzuspielen, damit der Betrug nicht auffliegt und der Alte sich weiterhin an den in siebenundzwanzig Mappen verstauten Kunstwerken ergötzen kann und daraus immerfort Lebenskraft schöpfen darf: „als Händler hat man ja viele dieser niederträchtig ausgeplünderten, von der Inflation hundsföttisch betrogenen Menschen gesehen, denen kostbarster jahrhundertalter Familienbesitz um ein Butterbrot weggegaunert worden war – aber hier schuf das Schicksal ein Besonderes, das mich besonders ergriß“ (ebd., 13).

Für den belogenen Sammler ist der hohe Besuch aus Berlin die einzige Möglichkeit, einem wahren Kenner seine geliebten Kostbarkeiten zu präsentieren und ihm diese anzuvertrauen, wenn es irgendwann an der Zeit ist, diese zu verkaufen. Feierlich zeigt er ihm voller Stolz und Ungeduld die nicht mehr vorhandene Sammlung, siebenundzwanzig

Mappen, jede für einen anderen Meister, „die unsichtbare Sammlung, die längst in alle Winde zerstreut sein mußte, sie war für diesen Blinden, für diesen rührend betrogenen Menschen, noch unverstellt da und die Leidenschaft seiner Vision so überwältigend, daß beinahe auch ich schon an sie zu glauben begann“ (ebd., 15).

Mit größter Sorgfalt und liebevoller Zärtlichkeit öffnet Herwarth eine Mappe nach der anderen, rekonstruiert aus seiner Erinnerung und dank seiner Imaginationskraft den Inhalt jedes Kunstwerkes und beschreibt mir bewundernswerten Ehrerbietung und Achtung für die wertvollen Stücke die in den Mappen liegenden leeren Blätter. Schon der Kontakt mit den jahrelang gesammelten Kostbarkeiten spendet ihm das nötige Glücksgefühl, das ihm Luise und Annemarie nicht wegnehmen wollten:

Und nun entnahm er mit jener zärtlichen Vorsicht, wie man sonst etwas Zerbrechliches berührt, mit ganz vorsichtig anfassenden schonenden Fingerspitzen der Mappe ein Passepartout, in dem ein leeres vergilbtes Papierblatt eingerahmt lag, und hielt den wertlosen Wisch begeistert vor sich hin. Er sah es an, minutenlang, ohne doch wirklich zu sehen, aber er hielt ekstatisch das leere Blatt mit ausgespreizter Hand in Augenhöhe, sein ganzes Gesicht drückte magisch die angespannte Geste eines Schauenden aus. Und in seine Augen, die starren mit ihren toten Sternen, kam mit einem Male – schuf dies der Reflex des Papiers oder ein Glanz von innen her? – eine spiegelnde Helligkeit, ein wissendes Licht (ebd., 14).

Stundenlang rühmt der Ahnungslose leere Blätter aus seiner Sammlung, deutet „mit dem Fingernagel bis zum Millimeter genau auf alle die nur in seiner Phantasie noch vorhandenen unsichtbaren Sammlerzeichen“ (ebd.) hin. Der Gast erliegt dabei den flehenden Blicken der beiden Damen und verstärkt den Alten in seinem Glauben, Meisterwerke zu besitzen, die einmal die finanzielle Sicherheit der Familie garantieren dürfen. Auf generöses Anerbieten Herwarths verspricht er ihm sogar, dessen ausgeraubte Mappen nach dem Ableben des großen Sammlers zu verwalten. Die Finger des Kunstbewunderers streichen zärtlich über eine imaginäre Darstellung hin, seine Kupferstichsammlung läßt ihn sichtlich erstrahlen und er schöpft viel Energie aus dem Bewusstsein, Raritäten täglich bewundern zu können, die so gefragt und gesucht sind: „Da würde

Berlin kopfstehen mit allen seinen Herren Händlern und Museumsdoktoren“ (ebd., 15). Nur ein einziges Mal wird der Kunstliebhaber während der Präsentation unsicher, nur einmal „unterbrach schreckhaft die Gefahr eines Erwachens die somnambule Sicherheit seiner schauenden Begeisterung“, und die Versammelten ahnten schon, dass der Jahrelange Betrug diesmal auffliegen könnte: „...dabei war sein nervös hellsichtiger Finger, liebevoll nachzeichnend, die Linie des Eindruckes nachgefahren, ohne daß aber die geschärften Tastnerven jene Vertiefung auf dem fremden Blatte fanden. Da ging plötzlich ein Schatten über seine Stirne hin... das ist doch die » Antiope?« murmelte er, ein wenig verlegen“ (ebd.), aber die verlegen Zuschauenden überspielen den kritischen Moment gewandt, die Ruhe in der heilen Kunstwelt des Sammlers wird wiederhergestellt.

Seine Lieblinge zu verkaufen wäre für Herwarth (zumindest jetzt) ein Verrat an den hohen Idealen der Kunst, zu viel Geld, Kraft und Aufopferung hat er in die Sammlung investiert: „in sechzig Jahren kein Bier, keinen Wein, kein Tabak, keine Reise, kein Theater, kein Buch, nur immer gespart und gespart für diese Blätter“ (ebd., 16). Ohne zu wissen, wie die Finanzen der Familie stehen, wie die wirtschaftliche Lage aussieht und dass die wertvollsten Drücke längst veräußert wurden, bleibt der belogene Alte froh, der Familie einmal ein wahres Reichthum hinterlassen zu können: „Aber ihr werdet einmal sehen, wenn ich nicht mehr da bin – dann seid ihr reich, reicher als alle in der Stadt, und so reich wie die Reichsten in Dresden, dann werdet ihr meiner Narrheit noch einmal froh sein. Doch solange ich lebe, kommt kein einziges Blatt aus dem Haus – erst müssen sie mich hinaustragen, dann erst meine Sammlung“ (ebd., 16). Die Seligkeit und Freude des Sammlers über den längst geleerten Mappen ist für die beiden Frauen Quelle des eigenen Glücksgefühls, angstvoll aber erleichtert schauen sie dem Spektakel zu, ohne zu bereuen, den geliebten Mann und Vater belogen zu haben. Denn sein Glück und seine Ruhe sind ihnen wichtiger als eigene Nöte und Gewissensbisse. Auch der Besucher wird von ihrem Anblick gerührt und auch ihre Tat erscheint ihm als Zeichen der wahren, unverfälschten Menschenliebe:

Neben ihm standen die Frauen, geheimnisvoll ähnlich den weiblichen Gestalten auf jener Radierung des deutschen Meisters, die, gekommen, um das Grab des Heilands zu besuchen, vor dem erbrochenen, leeren

Gewölbe mit einem Ausdruck fürchtigen Schreckens und zugleich gläubiger, wunderfreudiger Ekstase stehen. Wie dort auf jenem Bilde die Jüngerinnen von der himmlischen Ahnung des Heilands, so waren diese beiden alternden, zermürbten, armseligen Kleinbürgerinnen angestrahlt von der kindlichseligen Freude des Greises, halb in Lachen, halb in Tränen, ein Anblick, wie ich ihn nie ähnlich erschütternd erlebt“ (ebd., 16).

Das gefährliche Spiel mit der Wahrheit ist dabei sowohl für sie, als auch für den visitierenden Antiquar eine große Belastung, der Besuch verlängert sich, da keiner was gegen „die aufgeschwellte, tumultuöse Freudigkeit, gegen den Übermut des wie um dreißig Jahre verjüngten Mannes“ (ebd.) unternehmen kann. Es kann nicht übersehen werden, dass die Sammlung seinen Lebenssinn ausmacht, dass der Verlust nur eines Blattes den Weltuntergang für ihn bedeuten würde. Die Entscheidung der Frauen also, das Familienoberhaupt geschickt zu belügen, erscheint dabei durchaus gerechtfertigt, ihre barmherzige, aus Not, Mitleid und Liebe resultierende, Lüge erweist sich als lebensrettende Maßnahme, zumal der alte Kunstfanatiker sehr heftig auf mangelndes Interesse oder potenzielle Wegnahme reagieren kann, was seiner Gesundheit bestimmt nicht gut tut: „Er erzählte tausend Anekdoten von seinen Käufen und Fischzügen, tappte, jede Hilfe abweisend, immer wieder auf, um noch und noch ein Blatt herauszuholen: wie von Wein war er übermütig und trunken. Als ich aber endlich sagte, ich müsse Abschied nehmen, erschrak er geradezu, tat verdrossen wie ein eigensinniges Kind und stampfte trotzig mit dem Fuße auf“ (ebd., 16f).

Der Berliner Antiquar wird zum Komplizen, auch er versteigt sich zu einer Lüge, indem er die fehlenden bzw. leeren Blätter lobt und dem Blinden verspricht, die kostbare Kupferstichsammlung nach seinem Tode zu verwalten und zu versteigern, sowie einen schönen Katalog aus seinen Schätzen zu machen: „Ergriffen versprach ich ihm, was ich niemals erfüllen konnte“ (ebd., 17). Auch er ist von der Not der Familie und der Vernarrung des alten Herren ergriffen. Auch seine Lügen erhalten die Illusion des Greises und somit ihn selber am Leben. Er spürt die unausgesprochene Dankbarkeit von Luise und Annemarie, die in diesem Lügentheater jeden Tag spielen müssen, um den Vater und Ehemann nicht zu kränken:

Ich sah auf Frau und Tochter, sie hielten sich eng zusammen, und manchmal lief ein Zittern hinüber von einer zur ändern, als wären sie ein einziger Körper, der da bebte in einmütiger Erschütterung (...) Sie wagten nicht zu sprechen, weil seine Feinhörigkeit jedes Wort erlauscht hätte, aber wie heiß in Tränen, wie strömend voll Dankbarkeit strahlten ihre Bücke mich an!“ (ebd., 17f).

Für den Besucher ist die Bekanntschaft des fanatischen Sammlers ein unvergessliches Erlebnis, doch die ihm anhaftenden Lügen kein Grund dafür, stolz auf sich zu sein. Schließlich hat er einen Kunstkenner gespielt, das wahre Ziel seiner Reise nicht einmal erwähnt, stattdessen die Lügen der beiden Frauen vertieft und sanktioniert: „Eigentlich schämte ich mich: da war ich wie der Engel des Märchens in eine Armeleutestube getreten, hatte einen Blinden sehend gemacht für eine Stunde nur dadurch, daß ich einem frommen Betrug Helferdienst bot und unverschämt log, ich, der in Wahrheit doch als ein schäbiger Krämer gekommen war, um ein paar kostbare Stücke jemandem listig abzujagen“ (ebd., 18). Mit seinem Besuch, gezeigtem Interesse und gespielten Bewunderung für die doch fehlenden Kunstwerke hat der Antiquar die dunkle Welt des Blinden erhellen und ihn beglücken können. Auch wenn er wie einst die Frauen die Wahrheit verschwiegen hat, so hat er sich damit um den Mann und seine Familie verdient gemacht. Das Abenteuer im Hause des erblindeten Meisters wurde ihm dabei zu einer Lektion der wahren Familien- und Menschenliebe, aber auch des richtigen Kunstumgangs:

Was ich aber mitnahm, war mehr: ich hatte wieder einmal reine Begeisterung lebendig spüren dürfen in dumpfer, freudloser Zeit, eine Art geistig durchleuchteter, ganz auf die Kunst gewandter Ekstase, wie sie unsere Menschen längst verlernt zu haben scheinen. Und mir war – ich kann es nicht anders sagen – ehrfürchtig zumute, obgleich ich mich noch immer schämte, ohne eigentlich zu wissen, warum“ (ebd.).

Einer ähnlich konstruierten Lügengeschichte begegnet man in Friedrich Dürrenmatts zweitem und bis heute leider wenig anerkanntem Theaterstück *Der Blinde*: Auch hier wird ein Sehbehinderter zum Hauptprotagonisten auserkoren und auch hier spielt neben der Blindheit des

Helden die barmherzige Lüge eine bedeutende und handlungsankurbelnde Rolle. Denn genau wie Zweigs Herwarth wird auch der Herzog des Schweizer Dramatikers von den Liebsten und der Umgebung belogen, damit er an der verschwiegenen brutalen Realität nicht zugrunde geht. Hat der alte Sammler im Glauben gelebt, seine kostbare Sammlung zu besitzen, so ist auch die Behinderung in Dürrenmatts Werk ein Teil des Themenkomplexes Wahrheit-Lüge-Glaube, denn der erblindete Herzog des Dürrenmattschen Bühnenstücks besteht unentwegt auf seinen Glauben an Gott und seine Entscheidungen, wird wie der biblische Hiob einer Probe unterzogen und verliert schlussendlich alles außer diesem Glauben. Brok-Sulzer schreibt zurecht dazu: „Kein Werk Dürrenmatts enthält wahrscheinlich so viele biblische Anklänge wie der Blinde. Der blinde Herzog ist ein neuer Hiob, der satanische Statthalter ist der Versucher der Bibel“ (Brock-Sulzer 1973, 37).

Die Lüge bezieht sich in dem Theaterstück Dürrenmatts auf die Ebene des Politischen, Geschichtlichen und Familiären. Der infolge einer Krankheit erblindete Herzog eines nicht näher bezeichneten deutschen Herzogtums wird nämlich von den Familienmitgliedern im Glauben gehalten, dass sein geliebtes Land, das von Wallensteins-Truppen während des dreißigjährigen Krieges verwüstet worden ist, sich erneut des Friedens erfreut, und dass sein Herzogtum mitsamt seinem riesigen Schloss unversehrt geblieben ist, immer noch ihre Pracht entfalten und die Besucher wahrlich bezaubern kann. Dass sein Volk größtenteils nicht mehr am Leben ist und aus dem Reich nur Ruinen übriggeblieben sind, wagt keiner dem Herzog zu verraten, nicht einmal sein verzweifelter Sohn Palamendes oder seine distanzierte Tochter Octavia, die dem Vater den Schrecken der Zerstörung sichtlich ersparen wollen. Auch der Hofdichter Gnadenbrot Suppe, der einzige Verbliebene des Hofstaates, macht den „gutmütigen“ Schwindel mit. Und genau unter diesen Umständen lernt der Leser/Zuschauer den naiven Alten kennen: inmitten der Schlossruinen in der Abendsonne sitzend, vollkommen glücklich, mit dem Bewusstsein, von Gott begnadet zu sein, vor sich hin sinnierend:

Ich sitze inmitten meines Landes im Strahl des untergehenden Tages. Die Krankheit verläßt den Leib, und im Alter werde ich zu zweiten Mal geboren. Ein Schweigen ist um mich, eine große Welt der Andacht. Ich streife ab, was mich bedrückt (...) Vor meinem Schlosse sitzend, will ich die Gnade Gottes ge-

nießen: den Frieden meines Landes und den Frieden meiner Seele (Dürrenmatt 1980, 151).

Genau diesen Frieden des Landes und der Seele des alten Herzogs versuchen die Familienmitglieder mit den entworfenen Lügengeschichten zu gewährleisten, die sich zu einer wahren Kunst, zu einem andauernden Spiel entwickeln, in dem das Erzählte und Verschwiegene mit der Szenerie exakt zusammenstimmen müssen. „Ihr bewundert, was man aus Nichts machen kann: Alles, mein Herrn Schlösser, Wälder, Städte, Dörfer, einen gütigen Gott und das Glück eines Menschen. Es ist eine große Kunst, das Glück, es ist eine erhabene Materie, das Nichts“ (ebd., 159f) - offenbart der Sohn des Blinden dem unerwarteten Besucher aus fernem Land. Denn aus dem Nichts müssen er und die wenigen Übriggebliebenen die Pracht des Landes hervorzaubern, die alte Herrlichkeit des jetzt ruinierten und leeren Schlosses rekonstruieren, das Existieren der gleichen Menge der Herzogtum-Bewohner glaubhaft zu machen. Mit viel Sorge um Details werden alle Lügen für den Herzog vorbereitet, damit er nicht merkt, dass seine Vorstellung nicht der Wahrheit entspricht. Der Sohn wehrt sich allerdings vor dem Vorwurf, dem in einer neuen Wirklichkeit aufgewachten Vater Vieles eingeredet zu haben, indem er behauptet, dass das Schicksal der Familie und des Staates längst im Himmel festgelegt wurde, seine Fügung somit für die Notwendigkeit der Wahrheitsverbergung verantwortlich sei und er selber nicht wirklich lügt, sondern die glaubvollen Überzeugungen des Alten lediglich nicht verneint: „Ich habe ihm nichts ausgeredet. Er war krank, als sein Land angegriffen wurde, bewußtlos, als es der Zerstörung verfiel, und als mein Vater erwachte, hatten Krankheit und Wallenstein zugleich ihr Werk vollendet: Das Land war untergegangen und der Herzog blind. Der Himmel hat ihm die Augen zugehalten“ (ebd., 160). Die Blindheit des Protagonisten soll und wird von der Umgebung als ein Zeichen ausgelegt, dass der in die neue Wirklichkeit transportierte Herzog die schmerzvolle Wahrheit doch nicht wahrnehmen soll, als würde die Natur ihn durch diese Sehstörung vor dem traurigen Anblick und der Konfrontation mit den Kriegsfolgen schützen wollen. Die aus Barmherzigkeit gegenüber dem alten Herzog lange fortgesetzte Verklärung und Anwendung vieler Täuschungsmanöver ist für die „guten“ Lügner ein ermüdendes und aussichtsloses Spektakel: „ein mühsames Spiel. Es tut für mich und unseren

Hofdichter eine große Arbeit, das Rad der Geschichte zurückzudrehen“ (ebd., 160).

Dass der heruntergekommene Herzog blind ist, begünstigt die angebotenen Lügen und macht die erzählten Geschichten mehr glaubwürdig, die Blindheit festigt aber auch seinen ohnehin schon starken Glauben und stärkt auch seine Hoffnung an Gott und seine Gerechtigkeit. Hätte „der Glückliche“ sehen können und sich den Untergang seines Reiches mit ansehen müssen, würde er jetzt vielleicht diesen Glauben aufgeben und gegen Gott und seine Entscheidungen fluchen. Und so wird der belogene Herzog wirklich auf eine Probe gestellt, in das nur scheinbare Idyll des Blinden bricht Unglück und Zerstörung ein und das Auftauchen eines italienischen Edelmanns Negro da Ponte, des Anführers einer marodierenden Soldatentruppe, bringt die Illusion des Sohnes und die vermeintliche Wirklichkeit des Vaters deutlich ins Wanken. Sofort durchschaut der vorbeikommende Unbekannte die Lüge, wenn ihm der Alte inmitten der Ruinen stolz über seine schon unrealen Besitztümer berichtet:

Ihr geht an meinem Schloss vorbei, das sich im Abendlicht mit goldenen Dächern und weißen Türmen vor euch erhebt (...) Es steht reich und gewaltig vor Euch (...) Es gehört mir alles, was Euch umgibt und was Ihr seht: Das hohe Schloß, das Land, das sich zu Euren Füßen ausbreitet, die Dörfer, die Wälder und die Hügel, soweit Euer Auge reicht. (...) Es ragt hoch in den Himmel. Mein Schloss steht unberührt wie am ersten Tag (ebd., 152, 154).

Der schlaue Italiener, der nirgendwo traumhafte Schlossteile sichten kann, erwidert spontan "Ihr seid blind" und will den Alten mit seinen kurios-naiven Illusionen allein lassen und weiterziehen. Doch der Herzog insistiert mehrmals, der Besucher solle unbedingt bleiben, er bietet ihm sogar unüberlegt das Statthalteramt über sein längst nur imaginäres Herzogtum an. Während der Erinnerung des blinden Herzogs an die Geschichte Hiobs und seine Versuchung, die in den Mauerbogen des Schlosses eingemeißelt worden sind, kommt dem skrupellosen, desillusionierten und sicherlich ungläubigen Italiener eine Idee auf, er soll den Alten versuchen, ihn dazu bringen, dass er seinen Glauben an Gott aufgibt. Der Steinmetz hat den Lauf der Handlung voraussehen müssen und auch der Blinde scheint instinktiv den Versucher in da Ponte zu erken-

nen, wenn er Folgendes sagt: „Ihr seht den alten Mann links über der Wölbung von seinem Haus im Lande Ur sitzen. Vor ihm steht der Versucher, der eben aus Zufall vorübergeht (...) Der Versucher hält einen Degen in der Hand“ (ebd., 153). Der diabolische Gegenspieler Negro steckt seinen Degen ein (den er tatsächlich in der Hand hielt), zeigt sich neidisch auf den Glauben und das Glück des Herzogs („Ich reiße wie ein Geier den Glauben aus seinem Leibe. Ich lasse nicht von ihm, bis er so geworden ist wie ich. Denn warum sollen die am meisten leiden, die am meisten wissen, und warum soll allein der Narr nicht verzweifeln?“ (ebd. 215) und willigt ein, Statthalter der verlorenen Besitztümer zu sein. „Negro ist als Versucher konzipiert: er ist entschlossen, den Herzog dazu zu bringen, die geschlossene Welt seines Glaubens zu verlassen, um ihn in „jenes Reich“ eintreten zu lassen, das Negros „Geist“ erschaffen hat. Dem Reich Gottes, dem sich diejenigen zugehörig fühlen, die im Besitz des Glaubens sind, stellt er das Reich der absoluten Negation entgegen, über dem ein „Himmel (steht), der ohne Gnade ist“ (Hapkemeyer 1997, 53).

Ein trauriges Spiel mit dem alten Blinden nimmt seinen Lauf, die Gläubigkeit des Herzogs wird missbraucht und seine Scheinwelt nach und nach zerstört, er selber muss alle Leiden der Welt erfahren müssen, die der böartige Fremdling für den Gutmütigen parat hält. Auch hier versteigt man sich viel zu gerne zu einer Lüge, die den Alten vollkommen zerstören soll:

So häufe ich Qual auf Qual auf ihn, eine Hölle über die andere. Ich werfen ihn euch hin, meinem Gesindel, wie man einen Knochen den Hunden vorwirft. Er soll nicht an der Größe dieser Welt zerbrechen, er soll an seiner Lächerlichkeit zugrunde gehen, die wie die seine ist. Überschüttet diesen Blinden mit jeglicher Mühsal, verscheucht seinen Schlaf. Treibt ihn unermüdlich in jagendem Kreis auf den Trümmern deines Schlosses herum. Er soll denken, sich auf endloser Flucht zu befinden. Lasst ihn den Hunger schmecken und brennt ihm den Durst in sein Fleisch. Nie soll sein Fuß ruhen, und wenn er zusammenbricht, senkt ihn hinab in die Angst. Dann werdet ihr sehen, was der Mensch ist: ein schreiender Mund, zwei gebrochenen Augen, in denen sich nichts mehr spiegelt (Dürrenmatt 1980, 186).

Zuerst inszeniert man noch eine riesige Volksversammlung, während welcher der väterliche Herzog zu seinen Untertanen erneut sprechen darf, man beschreibt den doch längst zerstörten Thronsaal und seine unsichtbare prächtige Ausstattung:

Überaus prächtig, Hoheit, ist der Anblick des Saales, den Ihr, von sieben Stufen getragen, mit Eurem Leibe krönt, voll im Licht der Leuchter, die Euch mit Gold überschütten. Hinter Euch erheben sich die Standbilder der Weisheit und der Tugend, zu beiden Seiten der Gerechtigkeit hingegossen, die mit verbundenen Augen die Waage hält und das Schwert trägt (ebd., 178).

Doch nur einen Augenblick lang hält die Zufriedenheit des Herzogs an, schon kurz darauf beginnt die bequem-sichere Welt des alten Herrschers unterzugehen, da ihm folgendes berichtet wird: „Ein Unglück, das größer ist denn Eure Blindheit. Der Herzog von Friedland brach unvermutet mit sechzigtausend Mann von Norden in Euer Land, vernichtete Euer Heer und rückt gegen das Schloss (...) Eure Feldleute sind tot (...) Ihr seid nicht fähig, es gegen ein Gesindel von Bettlern zu beschützen“ (ebd.).

Der Alte glaubt an alles, was ihm einst mitleidig und jetzt skrupellos vorgespielt wird, und sein Ausgeliefertsein wird zweifelsohne dadurch verstärkt, dass er blind ist. Die barmherzige Lüge, die ihm die Familienmitglieder und der Hofdichter serviert haben, räumt schnell Platz den böartigen und zerstörerischen Lügen, die aus Neid, Frust und Herzenskälte erwachsen. Wie einst Hiob wird jetzt der „glückliche“ Herzog alles verlieren und Schreckliches ertragen müssen, denn die Wahrheit über sein verwüstetes Reich wird ihm keinesfalls direkt offenbart, er wird vielmehr schrittweise mit ihr konfrontiert, nachdem eine wahre Komödie inszeniert wurde, an der Schurken aller Art, ein wildes Gefolge von Soldaten, Mördern, Huren und Dieben als Schauspieler teilgenommen haben. Diese spielen den vergangenen Hofstaat und die ausgelöschte Bevölkerung des Herzogtums, um die Visionen des Herzogs zuerst aufrechtzuerhalten und ferner um den Gläubigen zu quälen (vgl. Hapkemeyer 1997, 54). Ein französischer Schauspieler stellt einen Chevalier auf der Flucht dar, eine einfache Dirne übernimmt die Rolle der Gräfin Freudenberg, der Äbtissin eines Nonnenklosters, der primitive, barbarische Neger spielt den Wallenstein höchstpersönlich, vor den der erblindete und ge-

demütigte Herzog in die Knie gehen muss. So stellt der triumphierende Heerführer seine Menagerie vor:

Das ist, was ich einem Blinden bringe und einem besiegten Land: Das Getier der Nacht, die Schlangen, die sich im Grund des Schreckens ringeln. So kommen denn von allen Seiten jene, die meinem Wort gehorchen und einer leisen Bewegung meiner Brauen. Ein dunkles Gewölk, das mich umgibt, denn ich bin eine Sonne, die über das öde Schlachtfeld rollt. (...) Meine Geschöpfe schwanken mit schweren Leibern herbei, die in der Finsternis wie giftige Schwämme sind. Nebelschwaden kriechen aus den Sümpfen Asiens und Afrikas heran. So entsteht ein neues Volk, ein Untier, das einen neuen Fluch ausbrütet. Mörder, Zauberer, Falschmünzer und Huren lassen sich auf dieses erbärmliche Stück Erde nieder und falten die Flügel wie Fledermäuse. Sie sind gekommen, einen Blinden auf das Folterbett zu spannen, lüstern die spitzen Zähne in sein Fleisch zu schlagen (Dürrenmatt 1980, 169f).

Gekonnt gaukelt man dem elenden Sehbehinderten vor, sein Schloss biete Zuflucht für Flüchtlinge aus zerstörtem Deutschland, Wallensteins Truppen sollen jederzeit angreifen und das Schloss zerstören, sodass man sich ins Gebirge retten muss. Man führt ihn tagelang rund um die Schlossruinen herum, damit der Alte glaubt, auf der lebensrettenden Flucht zu sein. Man überzeugt ihn des Weiteren, seine Tochter sei Wallensteins Gefangene und Geliebte geworden, spielt ihm sogar den Tod von Octavia vor. Und trotzdem gibt der belogene, blindäugige Blinde seinen Glauben nicht auf, die Täuschungsmanöver Negros verfehlen das Ziel. Auch wenn das Spiel böse ausgeht, seine Tochter tatsächlich freiwillig in den Tod geht, der einzige Sohn wegen Verrat vom Vater verstoßen und verurteilt wird, gerät der Glaube des Blinden nicht ins Wanken. Wie in der biblischen Vorlage bleibt der alte und verhöhnnte Herzog unbewegt bei seinem bedingungslosen Glauben, auch nachdem er alle und alles verloren hat: seine Kinder, seinen Reichtum, seinen treuen Diener, seine Gesundheit. Was dem Blinden geblieben ist, ist eben nur der „blinde“ Glaube, der Versucher, der ihm die Sinnlosigkeit seines Glaubens vor

Augen zu führen versuchte, zieht sich geschlagen zurück: „Ich verlasse Euch nun, wie Satan Hiob verließ, ein schwarzer Schatten“ (ebd., 243)².

Die barmherzigen Lügen haben dem Herzog die Realität verdeckt und ihn dadurch dem bösen Spiel von da Ponte hilflos ausgeliefert. Denn hätte der Alte die Wahrheit über sein Herzogtum und seine Lage rechtzeitig erfahren, so würde er den Machtansprüchen des bössartigen Fremdlings standhalten können. Doch die Lügen der Ausnutzerschar entlarven mit der Zeit, während sie die Existenz des Protagonisten nach und nach zerstören, dass er möglicherweise immer belogen werden und realitätsblind bleiben wollte. Nur dadurch kann er seine Blindheit und seine verlorene Position verkraften, mit dem Glauben und der Wahrheitsblindheit überdeckt der Herzog seine Hoffnungslosigkeit, Hilflosigkeit und Abhängigkeit von den anderen Menschen. Dass der Herzog in seiner Blindheit und Hilflosigkeit aber viel zu gutgläubig ist, beweist nicht nur die leichtsinnige Übergabe der Herrschaft in völlig fremde Hände, aber auch sein Urteil über Palamedes' angeblichen Verrat. Er fordert seinen Sohn auf, selbst ein Urteil über sich zu fällen und verkündet, allen Glauben zu schenken:

PALAMEDES Ihr werdet dem Urteil glauben, das ich über mich fälle?

DER HERZOG Ich glaube dieses Urteil.

PALAMEDES Wenn ich sage: Ich bin unschuldig, werdet Ihr an meine Unschuld glauben?

DER HERZOG Ich werde an Eure Unschuld glauben.

PALAMEDES So werdet Ihr an den Worten Negro da Pontes zweifeln?

DER HERZOG Ich zweifle nie an den Worten eines Menschen.

PALAMEDES So werdet Ihr beiden glauben?

DER HERZOG Ich werde beiden glauben, und Ihr werdet frei sein.

PALAMEDES Das ist unmöglich. Einer von uns muß lügen, wenn ich sage, daß ich unschuldig bin.

DER HERZOG Ich würde denken, daß ein Blinder die Welt nicht immer verstehen kann.

PALAMEDES So wenig glaubt ihr Eurem Verstand, daß Ihr nicht zu sagen wagt: Der oder jener lügt?

² Mehr zum Thema Negro da Ponte als Teufel, Verkörperung des Prinzips des Zweifels, des Skeptizismus, des Nihilismus, der Zerstörung und des Todes u.a. in (Hapkemeyer 1997, 55-56).

DER HERZOG So sehr vertraue ich meinem Glauben, daß ich das nicht sage (ebd., 210).

Blind ist in Dürrenmatts Theaterstück der alte Herzog, blind ist die Gerechtigkeit, blind ist auch sein Glaube. Doch nicht alle Dürrenmatt-Forscher oder Rezipienten teilen die Auffassung von der Gläubigkeit des Protagonisten. Nach Armin Arnold bietet ihm der zur Schau getragene Glaube gediegene Fluchtmöglichkeit: „Mit dem Augenlicht hat er den Sinn für die Wahrheit verloren: er sieht die Wirklichkeit nicht mehr. Um nicht zu verzweifeln, greift er nach dem Glauben als rettendem Strohalm. Der Glaube ist aber nur Opium für ihn, denn es gibt keinen gerechten Gott, nichts, auf das er in Wirklichkeit hoffen könnte. Der Glaube ist eine wohltuende Illusion, eine Lüge gegen sich selbst“ (Arnold 1974, 30). Recht geben muss man dem Forscher des Weiteren auch wenn er registriert, dass auch die Blindheit selbst als Flucht interpretiert werden könnte: „Der Blinde ist der Mensch, der seine Augen vor der Wirklichkeit verschließt und an Gott, dessen Gnade und an das Paradies glaubt. Seine Blindheit schützt ihn vor dem Entsetzen der Erkenntnis. Der Herzog wurde blind, als er von einer Krankheit gesundete: von der Krankheit, die Wahrheit sehen und verzweifeln zu müssen“ (ebd., 32)³.

Der blinde Herzog erreicht den Sieg und lässt sich (scheinbar?) von seinem Glauben nicht abbringen. Er hat weder Gott verflucht noch verneint er seine Existenz. Die Geschichte dreht sich im Kreis, in der letzten Szene sieht man den alten und einsamen Herzog wie in der ersten vor den Trümmern seines Schlosses sitzen. Doch war der Preis für den scheinbaren Sieg nicht zu hoch? Und hat der Herzog seinen Glauben wirklich nicht verloren? Schließlich hat er seinen treuen Hofdichter Suppe skrupellos umgebracht, um die Wahrheit nicht erfahren zu müssen. Und auch am Ende fügt er ironisch hinzu: „Was zwischen Mensch und Gott war, ist zerbrochen. (...) So haben wir erhalten, was uns zukommt./ So sind wir an den Platz zurückgewiesen, den wir einnehmen müssen./ So liegen wir zerschmettert im Angesicht Gottes, und so leben wir in seiner Wahrheit“ (Dürrenmatt 1980, 242).

Um die Hoffnung, den Glauben und die lebensrettende Lüge geht es auch in dem 1969 veröffentlichten und zweifelsohne bekanntesten

³ Vgl. dazu noch: Groseclose 1974, 64-71; Ringel 2002, 346-367.

Roman des in Polen geborenen deutsch-jüdischen Schriftsteller und Drehbuchautors Jurek Becker, dem durchaus gelungenen Versuch, das Grauen der Judenvernichtung während des Zweiten Weltkriegs literarisch zu verarbeiten. Und wie in den bereits herangezogenen Texten begünstigt auch in Beckers Getto-Geschichte die Blindheit der Betroffenen die erwartete Wirkung der verbreiteten Lüge. Es ist allerdings nicht wie bei dem Sammler oder dem gläubigen Herzog die körperliche Sehbehinderung, sondern vielmehr eine durch die deprimierenden Verhältnisse bedingte Realitätsblindheit, die mit dem Die-Wahrheit-Nicht-Wahrnehmen-Wollen und der Suche nach einer muteinflößenden Alternativwirklichkeit einhergeht. In „Jakob der Lügner“ wird nämlich aus auktorialer Erzählperspektive über die Willkür- und Terrorherrschaft der Besatzer sowie das Leben der Juden in einem namelosen Getto berichtet, die dort den befürchteten und unvermeidbaren Abtransport von sich und seinesgleichen abwarten. Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges sind die von der Welt isolierten Gefangenen jeder Illusion beraubt und der Selbsterstörung nahe, keine Nachricht von der Außenwelt dringt zu ihnen ein, kein Funke Hoffnung gibt ihnen die nötige Lebenskraft und den verlorenen Lebenssinn wieder. Bis eine kleine und beinahe ungewollte Lüge die Realität der Bewohner des abgeschlossenen Stadtviertels zu verändern beginnt und den betäubten Menschen dazu auffordert, von den Knien aufzustehen und auf die gewünschte Niederlage der Deutschen und die damit verbundene Befreiung zu warten.

Zum Verbreiter der lebenswesentlichen Lüge wird in Beckers Erstlingsroman der Gettoinsasse Jakob Heym, der eines Tages wegen eines angeblichen Verstoßes gegen die Gettoverordnung und die Sperrstunde zufällig ins deutsche Polizeirevier gerät und dort aus dem Radio Satzketzen einer Meldung vernimmt, laut der die deutschen Truppen in einer erbitterten Abwehrschlacht den bolschewistischen Angriff 20 km vor Bezanika zum Stehen gebracht hätten. Zwar kennt Heym die genaue Lage des Ortes nicht, kann sich aber daran erinnern, dass es nicht weit von seiner Stadt entfernt liegt. Die aufgeschnappte Nachricht wird zum Hoffnungsträger und zur Quelle der riesigen Freude, dass die Russen anscheinend auf dem Vormarsch seien, mit Sicherheit bald eintreffen und die Nazis schlagen. „Freut euch, Brüder, werdet verrückt vor Freude, die Russen sind zwanzig Kilometer vor Bezanika, wenn euch das was sagt! Mach die Augen auf, Nathan Rosenblatt, hör auf zu streiten, Piwowa, die

Russen sind unterwegs, begreift ihr nicht, zwanzig Kilometer vor Bezanika!“ (Becker 1982, 23).

Schon bald wird Jakob bewusst, dass diese aus dem Kontext gerissene Meldung den Gettobewohnern einen konkreten Anlass zum Durchhalten und Weiterleben geben kann: Mit dem Vormarsch der Roten Armee nähert sich doch auch die Befreiung für die gedemütigten Opfer. Die Wirkung der gehörten Information kann er bereits kurz darauf unter Beweis stellen, als sein Leidensgenosse Mischa, der mit Jakob am Güterbahnhof gerade Kisten trägt, unter Einsatz seines Lebens Kartoffeln von einem Eisenbahnwaggon klauen will. Um den Wahnsinnigen davon abzuhalten, versucht ihm Jakob zuerst ins Gewissen zu reden und beruft sich dabei auf die entmutigende Wahrheit und das hohe Risiko des verbotenen Hungerstillens. Doch wenn dieses Vorhaben misslingt und Mischa weiterhin fest entschlossen bleibt, die Kartoffeln zu stehlen, greift Heym zu der letzten Waffe: er verrät ihm beiläufig und unerwartet die Nachricht von den sich nähernden sowjetischen Truppen. Auch dies wendet nur für einen kurzen Augenblick die Aufmerksamkeit des Kollegen ab, der durchaus wahren Begebenheit schenkt er keinen Glauben: „Jakob trifft fast der Schlag. Da überwindet man sich, mißachtet alle Regeln der Vorsicht und alle Vorbehalte, die ja nicht aus der Luft gegriffen sind, da macht man einen blauäugigen jungen Idioten zum Auserwählten, und was tut die Rotznase? Sie glaubt einem nicht“ (ebd., 30). Um sich nicht zu gefährden und seine Aussage zu bekräftigen, fügt Jakob dem Gesagten eine schnelle Lüge hinzu: Er behauptet nämlich, im Besitz eines Radios zu sein, was den Bewohnern des Gettos unter Todesstrafe strengstens verboten blieb. Erst diese Lüge hat Erfolg, verdirbt die Angriffschance und lässt Mischa den geplanten Kartoffeldiebstahl vergessen: Da die Russen schon so nah sind, soll man auch jedes Risiko vermeiden, vor der Befreiung des Gettos sinnlos zu sterben: „ganz plötzlich ist morgen auch noch ein Tag“. Ein einziger Satz „Ich habe ein Radio!“ bringt augenblicklich die Welt des Leidensgenossen zum stehen, er wirkt wie ein Neugeborenes, das plötzlich ein neues Leben vor sich hat, dem sich eine Perspektive eröffnet, es scheint doch noch eine Zukunft zu geben.

Doch der heldenhafte Retter selber ist auf die Verwendung der Lüge keinesfalls stolz, wütend und vom schlechten Gewissen geplagt macht er sich selber Vorwürfe: „Er ist gezwungen worden, verantwortungslose Behauptungen in die Welt zu setzen, der ahnungslose Idiot da

hat ihn gezwungen mit seinem lächerlichen Mißtrauen, bloß weil er plötzlich Appetit auf Kartoffeln bekommen hat“ (ebd., 32). Obwohl Jakob mit dieser Notlüge wahrscheinlich das Leben seines Freundes gerettet hat, geht er durch seine erfundene Geschichte zugleich ein unabsehbares Risiko ein, da der Besitz eines Radios ist doch im abgesperrten Stadtviertel strengstens untersagt. So beschließt Heym kurzerhand, so schnell wie möglich das Ganze richtig zu stellen und die Wahrheit zu entlarven, zuerst bittet er aber Mischa, den Besitz des Radios geheim zu halten. „Sollen es tausend Paragraphen bei Todesstrafe verbieten, sollen sie, ist das jetzt noch wichtig, wo plötzlich morgen auch noch ein Tag ist?“ (ebd., 33) fragt sich der überglückliche Belogene und erzählt das Gehörte weiter, selbstverständlich immer mit der Bitte um strengste Diskretion. Und so wird aus einer scheinbar unbedeutenden Lüge eine Art Schneekugel, die beim Herunterrollen zu einer wahren Lawine mutiert. Nicht aus Bösartigkeit Jakob gegenüber und nicht aus dem Wunsch, Heym in Schwierigkeiten zu bringen, wird Mischa den Mund nicht halten, sondern weil er hochofrenet auch den anderen Menschen die Kraft und die Zuversicht schenken möchte, auch den anderen Gettobewohnern soll doch eine Zukunft in Aussicht gestellt werden. Die Nachricht vom Vorrücken der Russen nährt sichtlich die Zukunftshoffnung:

Hört auf, euch das Leben zu nehmen, bald werdet ihr es wieder brauchen. Hört auf, keine Hoffnung zu haben, die Tage unseres Jammers sind gezählt. Strengt euch an zu überleben, ihr habt doch Übung darin, ihr kennt doch all die tausend Tricks, mit denen man den Tod ins Leere schlagen läßt, ihr habt es doch bis heute geschafft. Überlebt bloß noch die letzten vierhundert Kilometer, dann hört das Überleben auf, dann beginnt das Leben (ebd., 34).

Die ermutigende Nachricht, es besäße jemand ein Radio, aus dem man die neuesten Frontmeldungen vernehmen kann, verbreitet sich blitzschnell unter den Arbeitern und schon bald wissen sogar kleine Kinder von Jakob Heym und seinem versteckten Gerät. Man lacht, man weint, man mahnt in der ausgebrochenen Euphorie alte Schulden an und schmiedet sogar Heiratspläne, die anscheinend doch noch verwirklicht werden können, wenn man den weitergeleiteten Radionachrichten Glau-

ben schenken soll. Das Verhalten der Deutschen lässt keine ankommende Veränderung erahnen, die aus dem fiktiven Radio prophezeit wird. Nur in den Gettobewohnern selbst ist ein wahrer Sturm ausgebrochen: der Sturm der Hoffnung und des wieder erwachten Lebenswillens. Und so dichtet man sich gerne eigene Geschichten dazu, die die Glaubwürdigkeit des Gehörten erhöhen sollen:

Keine neuen Verordnungen, kein äußeres Ereignis, nichts Handfestes, nichts, woraus man auf Änderung schließen könnte. Einige wollen bemerkt haben, daß die Deutschen zurückhaltender geworden sind, einige sagen, weil rein gar nichts geschieht, das ist die Ruhe vor dem Sturm. Doch ich sage, die Ruhe vor dem Sturm ist gelogen, rein gar nichts ist gelogen, der Sturm ist schon da oder etwas davon, das Raunen in den Zimmern, wenn gebangt wird und spekuliert, gehofft und gebetet, die große Zeit der Propheten ist angebrochen. Wenn zwei sich streiten, dann streiten sie über Pläne, meiner ist besser als deiner, gepackt sind sie alle, alle wissen schon von dem Unfaßbaren (ebd., 83).

Die siegreich fortschreitenden Russen bewohnen unentwegt alle menschlichen Gedanken, sie lenken ihre fiebrige Aufmerksamkeit auf die erwartete Ankunft und die hoffentlich bald eintretende Befreiung und gleichzeitig von den schlimmen Lebensverhältnissen, Demütigungen und der drohenden Deportation ab. Das Bewusstsein des möglichen Todes wird in den Hintergrund gedrängt, der Lebenserhaltungstrieb wacht erneut auf. Was auf einmal zählt, und dabei einzig und allein nur durch die verbreiteten Lügen verursacht worden ist, ist das schlichte Überleben, bis das Getto befreit wird und das normale Leben wieder in das Stadtviertel einkehrt: „Wer jetzt noch erschossen wird, so kurz vor Schluß, der hat plötzlich eine Zukunft verloren, um Himmels willen nur keinen Grund mehr geben für Majdanek oder Auschwitz, sofern Gründe Bedeutung haben, Vorsicht, Juden, höchste Vorsicht und keinen unüberlegten Schritt“ (ebd., 83).

Während aber die meisten nach Neuigkeiten fiebern und den Radiobesitzer ständig nach Gehörtem ausfragen, fühlen sich die anderen ängstlichen Juden von der bloßen Existenz des Radios und dem offensichtlichen Verstoß gegen die Gettoverordnung bedroht. Sie befürchten, dass die Entdeckung des Radios durch die deutschen Besatzer letztlich

alle Leidensgenossen gefährden könne. Mit seiner Lüge lässt sich Jakob Heym auf ein Spiel mit ganz unabsehbaren Folgen ein, sein Treiben bringt ihm nicht nur Ruhm und Freunde, sondern auch versteckte Feinde, die den Radiobesitzer gerne bestraft sehen wollen:

Das ist die Lage, Jakob hat also nicht nur Freunde, aber er merkt es nicht, er kann es auch gar nicht erfahren. Die sich um ihn drängen, die Wißbegierigen, die hundert Kowalskis, die werden sich hüten, es ihm zu sagen, denn Jakob könnte Bedenken kriegen und es sich anders überlegen und plötzlich anfangen zu schweigen, lieber schweigen sie selbst. Und die Warner sagen es ihm erst recht nicht, sie schicken keine mahnende Abordnung zu ihm, das wäre viel zu riskant. Sie machen einen großen Bogen um Jakob, denn keiner soll je aussagen können, er hätte sie in seiner Nähe gesehen (ebd., 84).

Gute Nachrichten über die nahende Befreiung verbreiten sich wie ein Lauffeuer, von Kowalski und den anderen wegen neuesten Meldungen zum Verlauf der Kampfhandlungen bedrängt, sieht sich Jakob gezwungen, welche zu erfinden, um die Hoffnung im Getto aufrechtzuerhalten. Mit strahlenden Augen gesellt man sich zu Heym, um weitere Details zu bekommen und aus ihnen auf das baldige Ende der erniedrigenden Gefangenschaft schlussfolgern zu können. Und so gerät der einmalige Notlügner schnell und unversehens in die Zwangslage, ständig neue Nachrichten von der Front und den anrückenden Befreiern erfinden zu müssen; sein Lügengewebe führt zu tragikomischen Situationen, aus denen er nur mit viel Glück heil herauskommt. So ist es beispielsweise bei dem Diebstahl der zu Klopapier zerrissenen Zeitung aus einer Toilette der deutschen Wachsoldaten der Fall, die dem eher phantasielosen Jakob auf die Sprünge helfen soll, glaubwürdigere Meldungen zu präsentieren. Schmutzige Papierreste sollen Material für die erfundenen Geschichten liefern, die jemand sonst durchschauen und entlarven kann: „Ich werde, wenn es gut geht, ein paar Gramm Nachrichten entführen und mache euch eine Tonne Hoffnung draus“ (ebd., 99). Jakob Heym ist nämlich kein belesener und phantasievoller Geschichtenerzähler, dem Ideen, Handlungen und Protagonisten nie ausgehen. Dieses Bewusstsein lässt ihn zu allen möglichen Methoden greifen, seine mangelnde Gabe geschickt zu verdecken: „Hätte mich meine Mutter mit einem klügeren

Kopf geboren, phantasiebegabt wie Scholem Alejchem, was rede ich, die Hälfte würde schon genügen, dann hätte ich solchen Mundraub nicht nötig, ich könnte mir zehnmal mehr und Besseres aus den Fingern saugen, als die in ihren Zeitungen schreiben können. Aber ich kann es nicht, ich kann es nicht, ich bin leer, daß es mich schon erschreckt, ich werde es für euch tun, für euch und für mich“ (ebd.). Diese Zeitungsfetzen mit wahren oder erlogenen Berichten über tatsächlich Geschehenes haben auf jeden Fall unendlich mehr Wert als ein Nichts von einem Radio und stellen eine Art Entlastung für seinen erschöpften Erfindergeist dar. Doch auch die neugewonnenen Meldungen sind nicht für lange ausreichend, man drängt sich Jakob auf, überhäuft ihn mit unzähligen Fragen, sinniert stundenlang über das Gehörte und zieht daraus Schlüsse, die man wiederum bei ihm bestätigen will. Diesem Bedarf an Informationen standzuhalten überschreitet Heyms Möglichkeiten, der aus Barmherzigkeit lügende Radiobesitzer ist schnell selbst zu bedauern.

Ein gut eingerichtetes Büro müßte er haben, ein Hauptquartier mit drei Sekretärinnen, besser noch mit fünf. Ein paar Verbindungsmänner in allen wichtigen Hauptstädten, die pünktlich und zuverlässig jede ausspionierte Kleinigkeit ins Hauptquartier schicken. Wo die Sekretärinnen mit rauchenden Köpfen die Kleinigkeiten aussortieren, und sämtliche Zeitungen von Rang lesen, und alle Sender abhören, und aus allem den Extrakt gewinnen und ihn Jakob vorlegen als dem Endverantwortlichen, dann könnte er ungefähr ein Drittel der Fragen wahrheitsgemäß beantworten, so wahr wie Zeitungen und Sender und Verbindungsmänner eben sind (ebd., 101).

Dabei wollte Jakob Heym keinesfalls zu einem angehimmelten Frontmelder aufsteigen und mit Hilfe der Lügen die ihn umgebende triste und dunkle Gettowelt manipulieren. Eigentlich wollte er möglichst schnell die erste Lüge aufdecken, sich schuldig bekennen und um die Verzeihung von Mischa und den andren Eingeweihten bitten, dass er ihnen unnötig Hoffnung eingeflößt hat. Doch die Nachrichten verbreiten sich zu schnell und das fiebrige Interesse der Arbeiter bleibt zu groß, um mit einer kurzen Erklärung den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Um sich eine zumindest kurze Verschnaufpause zu sichern und keine Lügengeschichten mehr von sich zu geben, denkt sich der Gettolügner viele Ausreden aus,

warum er nichts Neues zu berichten hat. Mal ist es der Stromausfall, mal das plötzliche und vollkommen unerklärte Defektsein des Geräts, die ihn von der Lügerei befreien. „Die Reaktionen waren gemischt, einige haben den ungerechten Gott verflucht, andere haben zu ihm gebetet, man hat sich damit getröstet, daß Radio und Russen zwei grundverschiedene Dinge sind, einer hat geweint wie ein Kind, die Tränen sind ihm zwischen den Regentropfen unauffällig die Wangen heruntergelaufen“ (ebd., 132). Was aber Jakob nicht in Kauf genommen hat, ist die Zähigkeit und beinahe fanatische Abhängigkeit der Gettobewohner von den optimistischen Nachrichten, die ihnen mittlerweile lebensnotwendig geworden sind und die man ihnen nicht so einfach wegnehmen kann. So leicht wollen sich die tüchtigen und schlaun Arbeiter nicht von der Möglichkeit verabschieden, das Neueste über die Kampfhandlungen erfahren zu können, sie geben sich also nicht wirklich mit der Information zufrieden, das Radio hat den Geist aufgegeben und ist somit nicht mehr nützlich. Man findet augenblicklich einen, der sich gut auskennt und das Radio reparieren könnte, man schlägt spontan vor, man solle das Radio in einer anderen Wohnung unterbringen, wo es immer noch Strom gibt. Weniger aus Barmherzigkeit und vielmehr um sich nicht zu gefährden, muss Heym ungewollt seine Tätigkeit wieder aufnehmen, erst dann sind die Leidensgenossen ruhiger. Was man von dem Übermittler der fiktiven Nachrichten aus einem nicht existierenden Radio nicht sagen kann. Er genießt nämlich keine Ruhe, ihn plagt das schlechte Gewissen, mit der Wahrheit zu spielen und für diese Lügen einmal bezahlen zu müssen. Denn im Grunde ist Jakob kein Lügner und Hochstapler, die erste Lüge hat einem das Leben gerettet und wurde wirklich aus Herzensgüte ausgesprochen, damit der Kommilitone keine Dummheit verübt. Die weiteren sollten die erste Unwahrheit verdecken und sind unter starkem Druck der Umgebung entstanden. Doch die Beobachtung, welche Wirkung allein das Erhalten der Informationen von der Außenwelt und das bloße Existieren des doch imaginären Radios ausübt, wie sehr die hoffnungsvollen Meldungen und die in Aussicht gestellte Befreiung des Gettos die menschliche Lebenskraft befördern, führt Heym zu einer erschütternden Erkenntnis: das Radio muss weiter Nachrichten verbreiten und sich damit um die Welt verdient machen. Jakob erkennt die erlösende Rolle seiner Lügerei und setzt seine Tätigkeit fort, aus Barmherzigkeit, Menschenliebe und Zuversicht lässt er sein unsichtbares und unhörbares Radio spielen

und die Menschen retten. Was ihm selber nämlich aufgefallen ist und worauf er den Gegenspieler Kirschbaum aufmerksam machen musste, ist die erfreuliche Tatsache, dass die Macht der übermittelten Meldungen die Selbstmordrate gesenkt hat: „ich will Sie auf eine andere Kleinigkeit aufmerksam machen. Seit sich die Nachrichten im Ghetto herumgesprochen haben, ist mir kein Fall bekannt geworden, daß sich jemand das Leben genommen hätte“ (ebd., 195).

Wie ein Zauberkünstler, der geheime Wünsche der Zuschauer zu erfüllen scheint, schafft auch Jakob der Lügner eine parallele Wirklichkeit, in der der Mensch wenn nicht glücklich und geborgen, dann doch zumindest mit ein wenig Hoffnung auf bessere Zeiten leben darf. In seinen Schilderungen wirkt er dabei immer mutiger, fragt sich selber, warum er sich immer belanglose Nichtigkeiten ausdenkt, die nie nachgeprüft werden können, warum die Lügen holprig und widerwillig von seinen Lippen kommen, „als suchten sie ein Versteck, um sich in aller Eile zu verkriechen, bevor sie jemand näher betrachtete“. Diese Taktik erklärt Heym für falsch, denn „ein Lügner mit Gewissensbissen wird sein Leben lang ein Stümper bleiben. In dieser Branche sind Zurückhaltung und falsche Scham nicht angebracht, du mußt da aus dem vollen schöpfen, die Überzeugung muß dir im Gesicht geschrieben stehen, du mußt ihnen vorspielen, wie einer auszusehen hat, der das schon weiß, was sie erst im nächsten Augenblick von dir erfahren“ (ebd., 147).

Der Protagonist kann tausendmal wiederfinden, berichten, Schlachten ersinnen und in Umlauf setzen, doch es wird ihm auch endlich ersichtlich, dass es seine schwindenden Kräfte übersteigt, mit den Radiolügen fortzufahren, dass er sich selbst für immer in Lüge und Wahrheit verstrickt. Lebensmüde und von der ständigen Notwendigkeit der glaubwürdigen Schilderung der Kampfhandlungen immer mehr überfordert, unternimmt er endlich den Versuch, die Wahrheit zu enthüllen. Doch sein Eingeständnis wird nicht anerkannt, die Wahrheit wird paradoxerweise als Lüge angesehen, die als Ausrede interpretiert werden kann, keine gehörten Nachrichten mehr verraten und diese für sich behalten zu wollen. Wie der Herzog Dürrenmatts wollen auch die Belogenen in Beckers Roman nicht wirklich die Wahrheit erfahren, zumal für sie die durch Lüge erschaffte Welt viel positiver und günstiger bleibt.

Welche Auswirkungen die Wahrheit über das ausgedachte Radio und die fiktiven Frontnachrichten mit sich bringen kann, überzeugt sich

Heym schmerzlich, nachdem er sich eines Tages in einem Moment der Schwäche seinem Freund Kowalski anvertraut hatte. Dieser hat zwar sehr gelassen und mit viel Verständnis reagiert, Heym unterstützt und beruhigt, sich in der gleichen Nacht allerdings in seiner Wohnung erhängt. Jakob ist sich dessen bewusst, dass es sein Geständnis und der damit verbundene Verlust jeglicher Illusionen und Hoffnungen verursacht haben und wie viel von dem Bestehen oder Versagen des Radiogeschäftes abhängt. Das schlechte Gewissen, die Schuld an dem Tod seines Freundes und das Bedürfnis, Hoffnung und Kraft zu spenden, motivieren ihn dazu, seine Leidensgenossen weiterhin durch erfundene Radionachrichten mit Informationen über die bevorstehende Befreiung zu versorgen. Doch schon am darauf folgenden Tag werden die Gettobewohner ins Konzentrationslager abtransportiert, gegen diese Nachricht aber, alles verlassen und die Reise in den sicheren Tod beginnen zu müssen, kann Jakob keine ermutigende Meldung mehr hervorzaubern, obgleich man das von ihm sehnsüchtig erwartet:

Und jetzt geh und gib ihnen weiter Trost, woher du ihn nimmst, ist deine Sache, mach ihnen weis, daß alles nur ein schlechter Scherz ist, daß es in Wirklichkeit eine Fahrt ins Blaue wird mit vielen netten Überraschungen, auf so etwas Ähnliches lauern sie doch hinter deinem Rücken. Kein Grund zur Beunruhigung, Brüder, wollen sie hören, laßt den Wisch da getrost hängen und kümmert euch nicht weiter um ihn, wer neugierig ist, kann meinetwegen auch um eins zum Revier kommen, wenn er nichts Besseres vorhat (ebd., 274).

Das imaginierte Radio verstummt gänzlich im Angesicht des tragischen Ausgangs der Geschichte. Schuf Jakob der Lügner mit seiner Radiolüge eine Parallelwirklichkeit, so schafft auch der Schriftsteller zwei mögliche Schlüsse der Romanhandlung, wobei neben dem ersten, tatsächlichen Ende, in dem das Getto geräumt und die Juden abtransportiert werden, auch das zweite keinesfalls als glücklich zu bezeichnen wäre. In diesem irrealen Textschluss wird nämlich Jakob kurz vor dem befreienden Angriff der Roten Armee beim Fluchtversuch erschossen. Seine Lügen aber haben – genau wie die Lügen der Familienmitglieder des blinden Herzogs sowie des alten Kunstsammlers – dafür gesorgt, dass alle in einer besseren und glücklicheren Welt leben durften und das

Flämmchen der Hoffnung nicht erloschen war. Wenn sie auch nur ein einziges Menschenleben gerettet oder jemanden kurz glücklich gemacht haben, dann haben sie sich gelohnt. Und im diesem Fall hat die Lüge über die Wahrheit siegen können.

LITERATURA:

- Arnold Armin: *Friedrich Dürrenmatt*. Berlin 1974.
- Aron Paul: *Die Darstellung der Lüge und ihre Bewertung in der Literatur*, in: *Die Lüge in psychologischer, philosophischer, juristischer, pädagogischer, historischer, soziologischer, sprach- und literaturwissenschaftlicher und entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung*, Lipmann Otto/Plaut Paul (Hrsg.). Leipzig 1927, s. 244-261.
- Baruzzi Arno: *Philosophie der Lüge*. Darmstadt 1996.
- Becker Jurek: *Jakob der Lügner*. Frankfurt am Main 1982.
- Brock-Sulzer Elisabeth: *Friedrich Dürrenmatt Stationen seines Werkes. Mit Photos, Zeichnungen, Faksimiles*. Zürich 1973.
- Demmerling Christoph/ Ferran Ingrid Vendrell (Hrsg.): *Wahrheit, Wissen und Erkenntnis in der Literatur: Philosophische Beiträge*. Berlin 2014.
- Dietz Simone: *Der Wert der Lüge. Über das Verhältnis von Sprache und Moral*. Rostock 2000.
- Dietzsch Steffen: *Kleine Kulturgeschichte der Lüge*. Leipzig 1998.
- Dürrenmatt Friedrich: *Es steht geschrieben. Der Blinde. Frühe Stücke*. Zürich 1980.
- Groseclose John Sidney: *The murder of Gnadenbrot Suppe: language and levels of reality in Friedrich Dürrenmatt's: Der Blinde*, „German Life & Letters“ Volume 28, Issue 1, October 1974, s. 64–71.
- Hapkemeyer Andreas: *Höll' und Teufel. Ein Motivkomplex im Werk Friedrich Dürrenmatts*. Innsbruck 1997.
- Hilmes Carola/ Mathy Dietrich (Hrsg.): *Die Dichter lügen, nicht. Über Erkenntnis, Literatur und Leser*. Würzburg 1995.
- Linke Paul F.: *Über Schein, Irrtum, Lüge und Täuschung*, in: *Festschrift für Ernst Bloch zum 70. Geburtstag*, Gropp Rugard Otto (Hrsg.). Berlin 1955, s. 181-199.
- Muhr Stephanie (Hrsg.): *Wahrheit und Wahrhaftigkeit in der Kunst von der Neuzeit bis heute*. Berlin 2010.
- Pothast Barbara (Hrsg.): *Das Spiel mit der Wahrheit - Fälschungen in Literatur, Film und Kunst*. Berlin 2012.

Ringel Stefan: *Der stumme Hiob. Parodie in Dürrenmatts Dramentheorie und in seinem frühen Stück "Der Blinde"*, „Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur“ Vol. 94, No. 3 (2002), s. 346-367.

Zweig Stefan: *Die unsichtbare Sammlung. Novellen*. Leipzig 1988.